Stadt Leipzig

skis
Selbsthilfekontakt- und Informationsstelle

Schlagzeile

Zeitschrift der Selbsthilfe in Leipzig

Sonderausgabe 2

Selbsthilfe – Was sich aus Ideen und Initiativen entwickeln kann

Gesundheitsamt

Inhaltsverzeichnis

Brücken zwischen Hörenden und Nichthörenden bauen und erhalten
1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V. 2
Alltag 2
Damals 3
Und heute? 4
Das Domizil 4
Kontakt 4
Alkoholfrei mit dem Blauen Kreuz – Zwei Wege in die Selbsthilfe oder „Als wenn ein Bach sein Flussbett findet und weeß wo es langgeht.“ 5
Damals 6
Und heute? 9
Das Domizil 10
Kontakt 10
Von Rollern und Latschern - Gunter Jähnig über die Selbsthilfezeit in der DDR 11
Damals 11
Und heute? 14
Domizil 15
Kontakt 15
„Wer gestern noch voller Verzweiflung und Wirrnis war, konnte übermorgen gestärkt einem Anderen beistehen.“ 16
Damals 16
Und heute? 20
Domizil 21
Kontakt 21

Grafik:www.pixabay.de

Liebe Leserinnen und Leser,

einige von Ihnen kennen mich bereits durch eine Reihe von Interviews, die ich im Sommer 2012 zum Thema „Geschichte der Selbsthilfe in Leipzig“ durchgeführt habe. Für die anderen will ich mich kurz vorstellen: Ich bin Constanze Hering. Von März bis November 2012 unterstützte ich die SKIS unter anderem in der Öffentlichkeitsarbeit.

Meine damals gesammelten Erkenntnisse und viele der durchgeführten Interviews konnten in einer ersten Sonderausgabe verarbeitet und vorgestellt werden. Ziel war es, Ihnen die Selbsthilfe und ihre Bedeutung für die Menschen näher zu bringen. Dabei stützten wir uns auf die Aussagen verschiedener Mitglieder Leipziger Selbsthilfegruppen. Wir bedanken uns für das zahlreiche, positive Feedback, welches wir sehr gern an die damaligen Akteure weitergeben. Wir freuen uns, Ihnen nun eine zweite Sonderausgabe präsentieren zu können.

In diesem Heft kommen Persönlichkeiten von vier ortsansässiger Selbsthilfevereinen zu Wort. Deren Schilderungen verknüpfen sich mit der jüngeren Geschichte und zeigen exemplarisch Entwicklungen in der Selbsthilfebewegung auf. Sie veranschaulichen uns, dass es sich lohnt, mutig und beharrlich zu sein, aktiv zu werden und zu bleiben. Es sind Menschen, die für sich, für die Gesellschaft und mit der Gesellschaft gestalten. Was dabei entstand, bereichert auch heute noch das Leben in unserer Stadt. Und trotzdem signalisieren alle: Es gibt viel zu tun.

Die vorgestellten Menschen und Einrichtungen bieten Ihnen Hilfe, aber auch viele Möglichkeiten für persönliches Engagement. Darüber hinaus gibt es viele weitere Selbsthilfegruppen und -vereine in unserer Stadt. Möchten Sie mehr dazu erfahren, nehmen Sie Kontakt zur Selbsthilfekontakt- und Informationsstelle (SKIS) am Gesundheitsamt auf. Alles Gute für Sie.

Herzlichst,

Ihre Constanze Hering

Kontakt:

Stadt Leipzig, Gesundheitsamt
Selbsthilfekontakt- und Informationsstelle SKIS
Friedrich-Ebert-Straße 19 a, 04109 Leipzig

Tel.: 0341 123-6755
Fax: 0341 123-6758
E-Mail: ina.klass@leipzig.de
Internet: www.leipzig.de/selbsthilfe

Brücken bauen und erhalten zwischen Hörenden und Nichthörenden

1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V.

Die Selbsthilfe ist im Leben des Ehepaars Köhler wichtig. Wie viele Menschen mit einer gesundheitlichen oder gesellschaftlichen Beeinträchtigung, fühlen sie sich nicht gut in die Gesellschaft integriert. Die Ursache: fehlende Rücksichtnahme auf ihre von der Mehrheitsgesellschaft abweichenden Individualität.

Alltag

Als gehörloser Mensch ist es schwer, sich in einer Welt der Hörenden zurecht zu finden. Ein Konzert besuchen, rechtzeitig den schnellen Fahrradfahrer von hinten wahrnehmen, sich in einer Behörde verständlich machen, einkaufen gehen.

Foto: www.pixabay.de

Seit über 50 Jahren sind Karin und Lutz Köhler aktive Mitglieder der Gehörlosenbewegung. Nachdem beide 1962 dem Gehörlosen- und Schwerhörigenverband der DDR beitraten, half Karin 1990, den 1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V. wieder zu starten. Im September diesen Jahres begingen die Mitglieder dessen 150jähriges Bestehen. Karin ist erste Vorsitzende. Lutz arbeitet im Behindertenbeirat der Stadt Leipzig. Man sieht und spürt ihre Energie und Leidenschaft.

Auch ihrem Mann Lutz diagnostizierte man nach einem Sturz in eiskaltes Wasser in seiner Kindheit eine an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit. Obwohl beide stets bemüht waren, die Sprache nicht zu verlernen, ist die alltägliche Kommunikation mit Hörenden massiv eingeschränkt. Karin und Lutz sind daraufangewiesen, dass sich die Menschen Zeit nehmen, mit ihnen langsam und deutlich sprechen.

Wie bei vielen anderen Gehörlosen führte sie die eigene Betroffenheit in die Selbsthilfe. Karin Köhler verlor schon als Kind aufgrund eines Bombeneinschlags ihr Gehör.

150 Jahre Jubiläumsveranstaltung im Ringcafé. Karin Köhler mit Gebärdendolmetscherin. Foto: Klass

Um zu verstehen, ist der Blickkontakt wichtig – auf Gestik, Mimik und Mundbewegungen. Schon ein plötzliches Umdrehen des Gesprächspartners behindert das Verstehen oder macht es unmöglich. Beide wünschen sich, dass auch in Behörden mehr darauf geachtet wird.

Der 1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V. ist für seine Mitglieder ein Ort der Kommunikation. Gemeinsame Aktivitäten vermitteln ein Gemeinschaftsgefühl. Es werden Frauen-, Rommé-, Garten-, Reise- und Verkehrstreffs angeboten.

Karin und Lutz Köhler. Foto: Hering

Der Verein setzt sich dafür ein, den Gehörlosen einen Dolmetscher zur Seite zu stellen. Das fördert das selbstbewusste Auftreten gegenüber Behörden und in der Öffentlichkeit.

Darüber hinaus möchte der Verein die Selbstständigkeit und Kreativität Gehörloser anregen. Die Kultur kommt ebenfalls nicht zu kurz. In den Stücken der eigenen Pantomimen-, Theater- und Tanzgruppen werden Probleme Gehörloser verarbeitet und gezeigt.

Sehr wichtig ist, die Brücke zwischen Hörenden und Nichthörenden nicht abreißen zu lassen. Bei Tagungen, Seminaren, in Kommunikationsforen und Gremien pflegt der Verein den Dialog. Es werden Probleme diskutiert und oft Lösungen gefunden.

Der 1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V. ist ein gern gesehener Gast und kompetenter Partner für Projekte, die sich mit der Barrierefreiheit für Gehörlose und Hörgeschädigte befassen. So wurden sie zum Beispiel 2012 ins Leipziger Bach-Museum eingeladen, um dort einen Qualitätscheck für die damals neu angebotene gebärdensprachliche Führung per Video-Guide auf videofähigen Smartphones zu machen.[1] Das Fazit: Karin Köhler war begeistert von der persönlichen Führung. Jeder konnte ganz nach Belieben mal kürzer und mal länger die Exponate betrachten, ohne zu befürchten, dass die Dolmetscher bereits beim nächsten Ausstellungsstück sind.

Damals

Der 1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V. gehört zu den ältesten Vereinen der Stadt Leipzig. Umgangssprachlich verwandte man für Gehörlose lange die Vokabel „Taubstumme“.

1864 gründete sich der „Allgemeine Taubstummenverein Leipzig“. Dieser konzentrierte sich zunächst auf die Unterstützung notleidender und alter Taubstummer. Für Geselligkeit, Unterhaltung und Belehrung sorgte zur selben Zeit der „Lokalverein Taubstummer in Leipzig“, dessen Vermögen und Bibliothek 1886 an den „Allgemeinen Taubstummenverein“ übergingen.

Mit der Machtübernahme Adolf Hitlers 1933 wurde das „Führerprinzip“ auch im „Allgemei-

[1] Vgl. http://www.l-iz.de/Kultur/Lebensart/ 2012/09/Ein-Video-Guide-fuers-Leipziger-Bach-Museum-43671.html

nen Taubstummenverein“ durchgesetzt. Zudem kam der „Ariergrundsatz“ zur Anwendung. Drei Jahre später löste sich der Verein einstimmig auf. Eine Löschung im Vereinsregister erfolgt jedoch nicht.

In der DDR erwachte der Verein wieder zum Leben und schloss sich dem „Allgemeinen Deutschen Gehörlosen-Bund“ an.

Frau Köhler ist seit ihrer Jugend dem Verein angehörig. Der Kontakt entstand durch ihr Engagement bei einem Sommerschulfest. In der DDR arbeiteten die Gehörlosenschulen und der Gehörlosenverein noch eng zusammen. Im Verein fand Frau Köhler neue Freunde, ihren Mann und eine Aufgabe, die sie mit Freude erfüllt. 1999 übernimmt sie den Vorstand des Vereins.

Und heute?

Die Köhlers sind immer noch motiviert. Das Gemeinschaftsgefühl, immer wieder neue Projekte, die wachsende Kommunikation und die Aktivitäten in den verschiedenen Gruppen für Reise-, Rommé- und Garten- und andere Fans lassen sie weiter machen.

Das Domizil

Foto: Klass

In der Leipziger Friedrich-Ebert-Straße 77 ist der Stadtverband der Hörgeschädigten beheimatet. Hier treffen sich Vorstand und Mitglieder des 1. Leipziger Gehörlosenvereines 1864 e. V..

Kontakt

1. Leipziger Gehörlosenverein 1864 e. V.
Friedrich-Ebert-Straße 77, 04109 Leipzig

Sprechstunde des Vorstandes jeden Mittwoch von 16:00 bis 18:00 Uhr
Fax zur Sprechstunde: 0341 9124800
Tel. außerhalb der Sprechstunde: 0341 9124800

Internet: http://www.deafs-leipzig.de/1-leipziger-geh%C3%B6rlosenverein-1864-e-v/

Alkoholfrei mit dem Blauen Kreuz – Zwei Wege in die Selbsthilfe

oder

„Als wenn ein Bach sein Flussbett findet und weeß wo es langgeht.“ Dieter Kappler

Dieter Kirsch und Dieter Kappler Foto: Hering

Im Rahmen meiner Recherchen zur Geschichte der Selbsthilfe in Leipzig sprach ich unter anderem mit zwei Vertretern des Blauen Kreuzes: Dieter Kappler – seines Zeichens Vorstandsvorsitzender und Dieter Kirsch – stellvertretender Vorsitzender des Leipziger Ortsverbandes Blaues Kreuz. Beide kamen aus ganz unterschiedlichen Beweggründen in die Selbsthilfe – der eine aus Freude an der Hilfe zur Selbsthilfe, der andere aufgrund der eigenen Betroffenheit.

Damals

Dieter Kappler. Foto: Hering

SKIS: Herr Kappler, erzählen Sie uns bitte, seit wann sind Sie in der Selbsthilfe aktiv und wie erfuhren Sie vom Blauen Kreuz.

Kappler: Aktiv bin ich seit 1967. Bin also schon uralt. Ich komme ja aus dem Erzgebirge, is ne ziemlich fromme Gegend. Mit 16 Jahren bin ich Christ geworden und habe damals auf einer Christen- und Jugendvereinsfahrt zum ersten Mal einen Suchtkranken bewusst erlebt. Einer von den Helfern hatte ihn mitgebracht. Anfangs hat Rolf nich so ganz in unsere Gruppe reingepasst, warn ja irgendwie anders. Bis wir abends mal einen alten Tonbildstreifen „Der Tod in der Flasche“ gesehen haben. Das war ein Vortrag über „Trinkunsitten“ – der Begriff Alkoholismus war damals noch nicht weit verbreitet – und wie wir Betroffenen helfen können. Und da hieß es: nur durch Abstinenz. Ich habe damals zum ersten Mal vom Blauen Kreuz gehört und kannte so etwas vorher gar nicht. Ich erfuhr außerdem etwas über die Geschichte und die Anfänge in der Schweiz.

SKIS: Für einen jungen Menschen ist das eine ganz schön lange Zeit. Fiel es Ihnen nicht schwer, abstinent zu leben?

Kappler: Ich bin von Natur aus sehr stabil, sehr stark und bin nicht einer, der, um dabei zu sein, alles mitmacht. So begab es sich, dass ich in meiner Ausbildung zum Werkzeugmacher im Internat jeden Abend mit den anderen diskutierte, warum ich nichts trinken und auch nichts rauchen wollte. Man fällt ja auf als Betroffener und als Nicht-Betroffener. Ich wollte einfach nicht mitmachen. Und da fiel mir auch auf, was es für Rolf, den jungen Alkoholiker, damals bedeutet hatte, nein zu sagen. Seit dem habe ich richtig Achtung vor jedem Suchtkranken, der sagt: „Ich will aussteigen.“. So ist mein Leben auch geprägt. Ich merkte schon, als ich Christ wurde: Jetzt habe ich etwas, dass mein Leben erfüllt. Aktiv bin ich immer gewesen. Habe immer sofort mit angepackt und geholfen. Als wenn ein Bach sein Flussbett findet und weeß, wo es langgeht. Und das hat mein Leben verändert.

Ursprünglich kommt der Blaue Kreuz Verein aus der Schweiz, wo er 1877 gegründet wurde. Bereits 1893 begann die Blaukreuzarbeit in Leipzig, wenngleich sie zunächst eher im stillen und bescheidenen Rahmen vonstatten ging. Angeregt wurde diese durch den frommen Schlosser Heinrich Falkeisen aus Bielefeld, der sich zu jener Zeit arbeitssuchend in Leipzig aufhielt. Sein Antrieb war die Trinksucht seines Vaters, die ihm sehr zu Herzen ging. Nach über 13 Jahren erfuhr er von der Genesung seines Vaters durchs Blaue Kreuz.

(Vgl. http://blaueskreuzleipzig.magix.net/geschichte.htm, abgerufen am 5.8.2014 um 11:15 Uhr.)

SKIS: Wie genau sah die Hilfe für an Alkohol Erkrankten aus?

Kappler: Es gab so Enthaltsamkeitsverpflichtungen – Zettel auf denen zwei Bibelworte und „Mit Gottes Hilfe verpflichte ich mich von heute an für eine Woche/zwei Wochen/drei Jahre, etc. keine alkoholischen Getränke zu trinken.“. Rolf hatte sich verpflichtet, nicht mehr zu trinken. Und da haben wir als Gruppe gesagt: „Mensch, Achtung vor dem, wir wollen ihn unterstützen.“ Das taten wir auch und eigentlich nur, in dem wir selber verzichten. Damit er weiß, er ist nicht allein und die Gruppe steht hinter ihm. Ich selbst habe mich damals gleich für drei Jahre verpflichtet.

SKIS: Wie sind Sie letztendlich zum „Blauen Kreuz“ gekommen?

Kappler: Damals hieß das Blaue Kreuz noch AGAS „Arbeitsgemeinschaft zur Abwehr von Suchtgefahren“. Die haben Leute angesprochen: Willste nicht mitarbeiten? Und so auch mich. Das spricht sich herum. Natürlich gab

es auch ein paar Voraussetzungen: Man musste Christ sein, eine abgeschlossene Berufsausbildung haben und schon ein paar Jahre ehrenamtlich aktiv gewesen sein. Und so kam ich zum „Blauen Kreuz“.

Abbildung: Festschrift zum 10jährigen Jubiläum des Blauen Kreuzes in Leipzig.

SKIS: Herr Kirsch, Sie sind der Stellvertreter im Ortsverband des Blauen Kreuzes. Wie war Ihr Weg zur Selbsthilfe und zum Blauen Kreuz?

Kirsch: Mein Problem war der Alkohol und ist es auch immer noch, denn das bleibt ja bestehen, auch wenn man trocken oder frei vom Alkohol ist. Gemerkt hab ich das, als mein Arbeits- bzw. Leistungsvermögen nachließ. Ich wurde nach und nach unzuverlässiger, zog mich zurück, wurde zum Eigenbrötler und grenzte mich Stück für Stück von meinem sozialen Umfeld ab. Irgendwann kam der Arbeitgeber und sagte: „Das geht nicht mehr so weiter!“

Es folgte meine erste Langzeitbehandlung, noch zu DDR-Zeiten Mitte der 80er Jahre. Die zeigte nur drei Jahre Erfolg. Dann trank ich weiter. Zwei Jahre nach der Wende wurde ich entlassen, nicht wegen meines Alkoholproblems. Aber durch den Verlust der Arbeit steigerte ich meinen Alkoholkonsum, bis ich gesundheitlich zu nichts mehr zu gebrauchen war. Die nächste Langzeittherapie stand an. In der Zwischenzeit lernte ich das „Blaue Kreuz“ kennen. Hier schloss ich mich einer Selbsthilfegruppe an. Irgendwann schaffte ich dank der Selbsthilfegruppe, trocken zu bleiben. 2014 sind es fast 17 Jahre.

Grafik: Pixabay.de

SKIS: Sie leben mittlerweile 17 Jahre alkoholfrei. Was hat Ihnen dabei geholfen?

Kirsch: Entweder ich höre auf mit Trinken oder ich mache den Sargdeckel über mir zu. Ich war körperlich schon so fertig – es ging einfach nicht anders. Das war der Auslöser. Nach meiner letzten Langzeittherapie hat man mir zu verstehen gegeben, ich wäre nicht therapierbar. Das hat mich schon ein bisschen gekitzelt. Ich dachte: „Ich werde euch Burschen ...!“ Und ich wollte nicht in meine Selbsthilfegruppe kommen und sagen: „Ich habe wieder getrunken.“. Das wollte ich mir selber und der Gruppe nicht antun. So hab ich mich anfangs von Woche zu Woche, von Monat zu Monat gehangelt. Man gewöhnt sich dran. So wie ich früher zu jeder Mahlzeit ein Bier getrunken habe, wird eben jetzt zu jeder Mahlzeit ein Wasser oder eine Fanta getrunken. Und das geht gut.

„Entweder ich höre auf mit Trinken oder ich mache den Sargdeckel über mir zu.“

Dieter Kirsch

Dieter Kirsch Foto: Hering

SKIS: Sie sind Leiter einer Selbsthilfegruppe und Stellvertreter von Herrn Kappler. Wie hat sich das ergeben?

Kirsch: Die Gruppenleiterin meiner Gruppe, in die ich während meiner Trinkerphase kam, wollte aufhören. Ich habe die Leitung der Selbsthilfegruppe übernommen. Meine Vorgängerin ist inzwischen über 70 Jahre alt und irgendwann ist man einfach müde. Die Gruppenmitglieder kannten mich, ich kannte die Gruppenmitglieder. Es ging mehr oder weniger nahtlos ineinander über. Wenn hier im Ortsverein Wahlen anstehen, da werden immer Leute gesucht, die sich bereit erklären, die Arbeit zu machen. Das ist gar nicht so einfach – weil das nicht bloß sporadisch, sondern kontinuierlich getan werden muss. Viele sind nicht bereit dazu. Wenn man sagt: „Kannst du mal mit helfen bei einer Veranstaltung?“, da findet man noch Leute. Aber über Jahre die Arbeit zu leisten – das ist schwer.

SKIS: Was motiviert Sie persönlich zu diesem Engagement?

Kirsch: In erster Linie ist es ein Schutz vor mir selber. Ich werde oft mit dem Thema Alkohol und Sucht konfrontiert und das hält mich wach. Wenn man nicht wach bleibt, ist der Rückfall nicht weit. Ich möchte auch Leuten helfen – so wie mir damals geholfen wurde. Ich will das einfach an andere weitergeben. Ich will sie motivieren und sagen: „Es geht doch!“, dass man ohne Alkohol- oder Drogenprobleme weiterleben kann. Und das auch in einer Zufriedenheit. Die braucht man unbedingt dazu. Sonst wird das mit dem frei sein von Alkohol und Drogen nichts.

v.l.n.r. Dieter Kappler, Agnes und Dieter Kirsch. Foto: Hering

Und heute?

Die Begegnungsstätte „Blaues Café“ und die Suchtberatungs- und Behandlungsstelle Blaues Kreuz (Träger Diakonie Leipzig in Kooperation mit dem Ortsverein Blaues Kreuz e. V.) bieten

- Beratungs- und Therapiegespräche
- Antragstellung und Vermittlung von Entwöhnungsbehandlungen
- Vermittlung zur Entgiftung
- Nachsorge bei Teilnahme an einer Entwöhnungsbehandlung
- Beratung und Betreuung von suchtkranken Menschen in den Haftanstalten der Stadt Leipzig und Umgebung
- Hausbesuche
- Seelsorgerische Beratung
- Freizeitangebote, Wochenendausflüge
- Weiterbildung zum ehrenamtlichen Suchtkrankenhelfer
- Vorbeugende und aufklärende Veranstaltungen zur Suchtproblematik für Schüler und alle interessierten Gruppen
- Donnerstagsfrühstück im „Blauen Café“
- Selbsthilfegruppen.

(vgl. http://blaueskreuzleipzig.magix.net)

Das Domizil

Georg-Schumann-Straße 172/Eingang Nernststraße, 04159 Leipzig. Foto: Hering

Kontakt

Blaues Kreuz Leipzig e. V.
Georg-Schumann-Straße 172, 04159 Leipzig

Tel.: 0341 5610855
Fax: 0341 2468376
E-Mail: blaues-kreuz-leipzig@web.de
Internet: http://blaueskreuzleipzig.magix.net

Von Rollern und Latschern
Gunter Jähnig über die Selbsthilfezeit in der DDR

Wer sich in Leipzig mit dem Bereich Barrierefreiheit auseinandersetzt, kommt nicht an Gunter Jähnig und den Behindertenverband vorbei. Der Behindertenverband Leipzig e. V. wurde am 7. April 1990 gegründet und zählt zu einem der ersten Selbsthilfevereine nach der Wiedervereinigung. Er setze sich unter anderem maßgeblich für eine barrierearme Bebauung in der Stadt Leipzig ein. So verdanken wir dem Einsatz des Vereins viele behindertengerechte Zugänge im öffentlichen Leben. Uns interessierten die geschichtlichen Hintergründe, die Gunter Jähnig dazu bewogen hatten, sich überhaupt mit der Thematik Barrierefreiheit zu beschäftigen. In einem Interview schilderte er uns die Situation der Menschen mit Behinderung in der ehemaligen DDR.

Gunter Jähnig. Foto: Hering

Damals

SKIS: Herr Jähnig, seit wann engagieren Sie sich in der Selbsthilfe?

Jähnig: Als ich 14/15 Jahre alt war, verbrachte ich viel Zeit mit einem Gleichaltrigen in der Jungen Gemeinde. Er war Rollstuhlfahrer und für mich war es ganz normal mit ihm Zeit zu verbringen. Während meines Studiums gründete sich 1976 der „Freundeskreis der Roller und Latscher“ und ich wurde im selben Jahr Mitglied. Dort setzte ich mich unter anderem für die inhaltliche Gestaltung ein. Und das Schöne ist: diesen Kreis gibt es noch heute und er ist für mich eine der ältesten Selbsthilfegruppen hier in Leipzig. Den Begriff gab es damals bloß noch nicht.

SKIS: Wer waren denn die Roller und Latscher?

Jähnig: „Roller“ waren die Leute im Rollstuhl, „Latscher“ waren die, die nicht im Rollstuhl sitzen mussten. Entstanden ist dieser Freundeskreis während eines

Grafik: www.pixabay.de

Fußballspiels zwischen der evangelischen und der katholischen Studentengemeinde. Ein Rollstuhlfahrer war dort als Zuschauer zugegen. Ein Student kam auf die Idee des Freundeskreises und trug es an den Studentenpfarrer heran. Daraus ist ein Adressensuchen geworden. Im Juni des Jahres trafen wir uns das erste Mal. Ja, und man trifft sich immer noch, wobei viele nicht mehr unter uns sind – von den damals dabei Gewesenen.

SKIS: Was hat die Studentengemeinde ausgemacht?

Jähnig: Die Studentengemeinde war ein Ort des freien Wortes, ein Ort der Kreativität, wo man mit Gleichgesinnten das Leben gestalten, über Horizonte hinweg denken konnte. Und natürlich Freizeit verbringen. Es war eine Nische, wo man sich wohl gefühlt hat und unwahrscheinlich viel gemeinsam erleben konnte, auch wenn es Spitzel unter uns gab. Das Schöne war, dass man sich dort regelmäßig mit Rollies getroffen hat.

SKIS: Sie erwähnten eben Spitzel in der Studentengemeinde. Wie haben Sie das mitbekommen?

Jähnig: Man wusste einfach, dass es sie gibt und manchmal glaubte man, dass einer es sein könnte. Aber es waren doch immer die anderen. Es war erschreckend zu erfahren, wer sich diesbezüglich betätigt hat. Da gab es schon ein paar persönliche Enttäuschungen. Allerdings hielt es sich in Grenzen. Möglicherweise wurden einige erpresst. Das kann ich nicht einschätzen. Es war einfach eine Situation – und das sollte man nie vergessen – wo Leute darunter waren, die geschickt worden sind, um einen Keil zu treiben, um Obacht zu geben, dass nichts passiert, was diesem System schaden könnte. Das System hat ja in seiner Eigendarstellung für alles gesorgt. Und es durfte nicht dazu führen, dass Menschen eigenes Denken auf den Weg bringen. Und da sind wir bei der Selbsthilfe – denn genau darum geht es.

SKIS: Gab es Probleme, Räumlichkeiten für Ihre Treffen zu finden?

Jähnig: Wir hatten ein Riesenproblem und das waren die Barrieren. In diesem Fall physischen Barrieren. Das fing schon bei der Studentengemeinde an. Dort musste man vierzehn Stufen erklimmen, das weiß ich noch ganz genau. Denn wir haben die Rollstuhlfahrer – vier Mann, vier Ecken – hoch getragen. So etwas kann man sich heute, zum Glück, gar nicht mehr richtig vorstellen. Inzwischen gibt es dort seit 1992 einen Aufzug. Aber über achtzehn Jahre war dort keiner vorhanden.

Foto: www.pixabay.de

Nun, wir waren jung und kräftig genug, um die Rollifahrer hoch zutragen. Die Kirchen selber hatten teilweise schon schwellenfreie Zugänge zum Hineinrollen. Aber das Thema Barrierefreiheit hat bis zur friedlichen Revolution nicht wirklich eine Rolle gespielt. Barrieren gab es überall im öffentlichen Bereich, wie zum Beispiel im Zugang zu Arztpraxen, Ämtern, etc.. Allerorts gab es Hindernisse, die es Rollstuhlfahrern unmöglich machten, ohne fremde Hilfe die Einrichtung aufzusuchen. Be-

hindertenfahrdienste waren nur spärlich vorhanden und fuhren zu horrenden Preisen, im Vergleich zu einer einfachen Straßenbahnfahrt. Zwei B-1000 zu einem Preis von 60 Pfennig/Kilometer am Tag, 80 Pfennig/Kilometer am Abend standen den Rollstuhlfahrern zur Verfügung. Dagegen kostete eine Straßenbahnfahrtkarte 20 Pfennig.

Der Fahrdienst ist ein Beispiel, dass hier in Leipzig wirklich etwas sehr Gutes mit der friedlichen Revolution etabliert werden konnte. Aber auch das Thema Barrierefreiheit ist aktuell geworden. Das heißt nicht, dass jetzt schon alles umgesetzt wurde, bei weitem nicht. Es gibt es so viel zu tun. Zumindest ist eine gewisse Akzeptanz da. Es gibt gesetzliche Rahmenbedingungen, auch wenn sich leider nicht immer alle daran halten. Aber dafür gibt es den Behindertenbeirat und die Selbsthilfegruppen, um Recht einzufordern. Das versuchten wir schon zu DDR-Zeiten. Aber Vieles war nicht umsetzbar, weil es in der öffentlichen Verlautbarung keine Probleme gab.

SKIS: Es gab in der DDR keine Behinderten, sondern nur „Geschädigte“. Können Sie darüber etwas erzählen?

Jähnig: 1981 war das UNO-Jahr der behinderten Menschen – „The Year of disabled people“. In der DDR verlautbarte man aus ideologischen Gründen, dass wir keine behinderten Menschen haben. „Behindert“ hieß immer, dass das Problem von der Gesellschaft aus ging. Die Gesellschaft trägt dazu bei, dass jemand behindert wird – nicht das Individuum an sich. Deshalb seit 1981 der Begriff „Geschädigte“, weil es im Sozialismus offiziell keine Behinderung gibt. Und wenn es welche gäbe, dann löse das die Gesellschaft prinzipiell. Einzelpersonen oder Gruppen verloren damit die Legitimation, aktiv zu werden. Der druckfertige „Stadtführer für Behinderte“ musste 1982 überklebt werden und wurde zum „Stadtführer für Geschädigte“. Eine reine Ideologie-Kampagne. Das merkte man daran, dass im Jahr 1987 die zweite kleine Broschüre wieder „Stadtführer für Behinderte“ heißen konnte. Die Kampagne war vorbei und keiner hat mehr darüber gesprochen. Die Situation von Menschen mit Behinderung hat sich marginal verbessert, aber grundlegend auf keinen Fall. Man darf es einfach nicht vergessen, wie viele Hindernisse es im öffentlichen Leben bei der Überwindung von Eingängen gab. Es war einfach kein Thema. Behindertentoiletten gab es Ende der 80er Jahre eine einzige in Leipzig. Jetzt gibt es unwahrscheinlich viele, also an die hundert, auch in verschiedenen Gaststätten. Zwar entsprechen sie noch nicht alle der Norm. Aber Menschen mit Behinderung ermöglichen diese mehr Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht, und doch ist es immer noch nicht ausreichend.

SKIS: Kommen wir noch einmal auf die Roller und Latscher zurück. Sie haben uns unter anderem auch Bildmaterial zur Verfügung gestellt. Auf den Fotografien erkennt man Roller und Latscher gemeinsam bei den Montagsdemonstrationen. Wie war das?

Jähnig: Das war ja nicht gleich am Anfang. Also im September hatte man noch wahnsinnig viel Angst. Der Höhepunkt war natürlich der 9. Oktober 1989, wo man mit einer blutigen Niederschlagung rechnen musste. Es war ja alles vorbereitet. Zum Glück blieb dieses Szenario aus. In den Folgemonaten entwickelte sich eine Situation, wo wir gesagt haben, jetzt gehen wir mit auf den Ring. Ich glaube, es war Anfang November, als wir das erste mal als eigener Block ganz zum Schluss gelaufen sind. Wir waren eine große Gruppe mit einer Menge Rollstuhlfahrern – das fiel richtig auf. Und es wurde skandiert: „Wir sind auch das Volk!“. Das war ganz, ganz wichtig. Wir hatten verschiedene Slogans und Forderungen per Transparent mitgenommen. Aber der Ruf war: „Wir sind auch das Volk!“. Wir hatten Angst, dass Menschen mit Behinderung wieder nicht ins Zentrum der Gesellschaft rücken und ganz normal dazu gehören.

Diese Erfahrung musste ich auch machen, als ich versuchte, zu einer Montagsdemonstration über die Belange von Menschen mit Behinderung zu sprechen. Damals sprach man bei den Kundgebungen von dem Balkon der Oper. Mir wurde vom Bürgerkomitee gesagt: „Kein Thema für 200.000.“. Das hat mich entsetzt. Aber ich wurde auch hellhörig und war alarmiert. Daran merkte man, dass das Bewusstsein für diese Probleme nicht da war. Natürlich hatten die recht, es ist kein Thema

für 200.000 – es ist ein Thema was alle angeht. So hatten sie es leider nicht gemeint.

Foto: Armin Kühne

Vielleicht war das nur die Meinung von Einzelpersonen. Denn sonst herrschte innerhalb der Gesellschaft Offenheit. Viele sagten: „Ja das stimmt, hier muss auch unheimlich viel getan werden!“. Ich habe es als Mitglied des Runden Tisches miterleben können, dass Probleme Behinderter immer auf offene Ohren stieß. Es führte sogar dazu, dass immer wenn ich die Hand hob, ein Raunen durch die Runde ging: „Oh, wir haben wieder irgendwas vergessen, was Menschen mit Behinderung betrifft.“. Unsere Initiativgruppe war personifiziert vertreten. Eine gute Voraussetzung, um etwas auf den Weg zu bringen. Vieles wirkt noch heute, wie zum Beispiel den Behindertenfahrdienst. Aber auch in anderen Angelegenheiten konnte Akzeptanz entwickelt werden. Es war wichtig, dass die Rollifahrer mit zu den Montagsdemos unterwegs waren und Menschen mit anderen Behinderungen, auch wenn diese nicht optisch aufgefallen sind.

Und heute?

Aus den Initiativen heraus wurde 1990 der Behindertenverband Leipzig e. V. gegründet. „Einander verstehen - miteinander leben“ ist dessen Maxime. Der Behindertenverband ist einer der Interessenvertreter behinderter Menschen in der Region Leipzig und erbringt eine Vielzahl von Leistungen, die das Leben von Menschen mit Behinderung erleichtern. Dazu gehören:

- Koordinierungs- und Beratungsstelle für barrierefreies Bauen im Verantwortungsbereich der Landesdirektion Leipzig
- Beratungsstelle zur Wohnraumanpassung für behinderte und ältere Menschen
- Online-Stadtführer für ein barrierefreies Leipzig
- Behindertenfahrdienst
- Sozial- und Hilfsmittelberatung
- Aufklärungs-, Informations- und Weiterbildungsarbeit
- monatliches INFO-Blatt
- Offene Treffs und Veranstaltungen für und mit Behinderten
- Mitarbeit im Behindertenbeirat der Stadt Leipzig.

Der Lernkoffer des Behindertenverbandes. Foto: Klass

Domizil

Foto: Klass

Im „Haus der Demokratie“ in der Bernhard-Göring-Straße 152, 04275 Leipzig hat sich der Behindertenverband Leipzig e. V. im Erdgeschoss einquartiert.

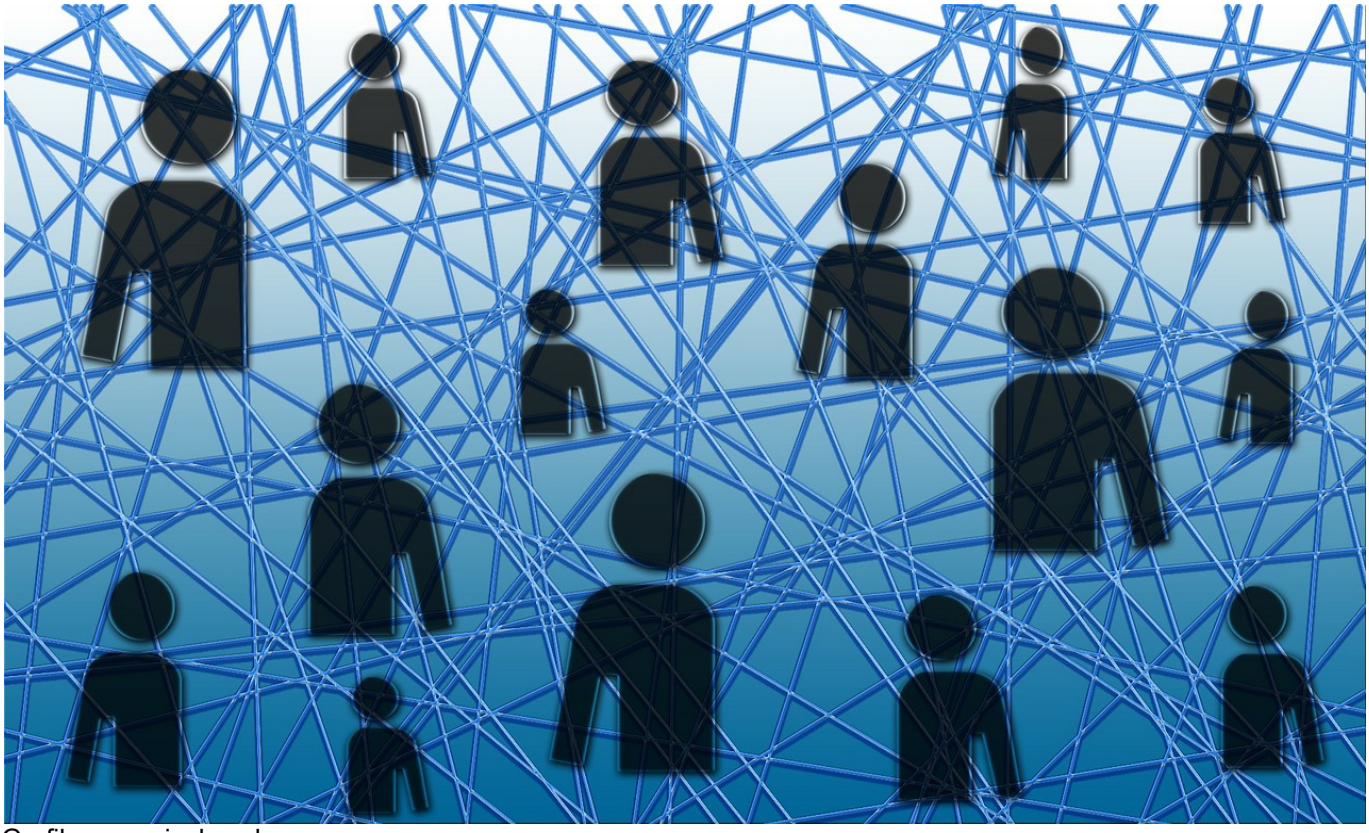
Kontakt

Behindertenverband Leipzig e. V.
Bernhard-Göring-Straße 152, 04275 Leipzig

Tel./Fax.: 0341 3065120
E-Mail: bvl.leipzig@t-online.de
Internet: www.le-online.de

„Wer gestern noch voller Verzweiflung und Wirrnis war, konnte übermorgen gestärkt einem Anderen beistehen.“
Rosi Haase

Bereits Mitte der Achtziger Jahre gehörte Rosi Haase, Diplom-Grafikerin und vom Durchblick e. V., zu einer kleinen Selbsthilfebewegung von Psychiatriepatienten, deren Angehörigen und Freunden, die sich in privaten Kreisen gegenseitig Unterstützung und Rückhalt gaben.



Grafik: www.pixabay.de

Damals

Sie halfen sich in Krisensituationen, bei familiären Problemen oder der Weihnachtseinsamkeit. Sie ermöglichten sich einen zeitlich begrenzten Wohnungswechsel. Oftmals konnte dadurch eine Einweisung in die Psychiatrie vermieden werden. Selten dauerte dieses „Gastwohnen“ mehrere Wochen. Es gab kaum Probleme. Die Mieten waren günstig und die Toleranz der Nachbarn gegenüber „abweichendem Verhalten“, laut Rosi Haase, wesentlich höher als heutzutage. Obwohl dies rein private Übereinkünfte waren, sprach es sich doch herum und so empfahl sogar mancher Krankenhauspsychiater z. B. das Belastungstraining oder den Ausgang bei Menschen zu verbringen, die zu diesem kleinen informellen Netzwerk gehörten.

Mitte der Neunziger änderten sich die Verhältnisse drastisch. Viele mussten in kleinere Wohnungen umziehen. Die Enge ließ private Krisenübernachtungen immer seltener zu. Finanzielle Nöte durch Arbeitslosigkeit kamen hinzu. Wohnen war ein Kostenfaktor geworden. Die gewandelte Gesellschaft eröffnete natürlich auch enorme Gestaltungsmöglichkeiten. So konnten die Begründer des Durchblick e. V. eine Villa in der Mainzer Straße anmieten. Mit Abschluss des Mietvertrages stand bereits der erste Bewohner vor der Tür, oder mit Rosi Haases Worten gesagt: „setzte

uns der Oberarzt einer psychiatrischen Klinik die Pistole auf die Brust. Er habe auf seiner Station einen Künstler. Der verweile schon viel zu lange dort und den schmeiße er jetzt raus. Seine Worte waren: 'Sie kümmern sich doch um Künstler und ich hab gehört, Sie haben jetzt ein Haus. Also nehmen Sie den auf. Ich schicke ihn vorbei. Wenn er nicht bei Ihnen bleiben will, wird er wohl auf der Straße landen, denn ein Heim kommt für ihn nicht in Frage. Und seine letzte Wohnung hat er verloren.'" So begann, völlig ungeplant und nur der Not gehorchend, das Krisenwohnen im Durchblick e. V., welcher seit 1990 aktiv ist. Dem ersten Bewohner folgten im Laufe der Jahre etwa 200 weitere.

Beutel gestaltet vom Durchblick e. V. Foto: Klass

SKIS: Frau Haase, wie erlebten Sie die Wendezeit?

Haase: Wir waren unsicher. Wir dachten, mit dem Kapitalismus ist es vorbei mit der Freiheit. Da regiert bloß noch das Geld. Wir wollten eine Schreibmaschine und einen Raum, wo wir uns treffen. Dann haben wir gesagt, wir machen jetzt eine Firma und versuchen, Arbeitsstellen zu schaffen. Und wir haben unheimlich viel gearbeitet. Wir waren ganz fleißig. Ich hatte immer die große Fresse, andere auch. Wir haben den Psychiatrieplan mit gestaltet. Wir hatten erste ABM-Stellen. Und dann war da die Sozialpsychiatrie und auf einmal waren die Psychiater alle freundlich. Wir haben mehrere Europaprojekte durchgeführt, denn Europa fanden wir auch toll. Wir hatten ganz viele Partner, weil wir dachten, in drei Jahren ist – schnell, schnell – sowieso alles vorbei. Dann stecken sie uns in den Skat. Das war nun die andere Seite. Tatsächlich: wenn man sich viel bewegt, wird man auch belohnt und bei Laune gehalten. Zum Beispiel fragte uns das Sozialministerium, was aus uns wird, wenn die ABM-Stellen auslaufen. Dann gehen wir alle in die Arbeitslosigkeit.

„Es war eine Erosion, wo vieles möglich war."

Rosi Haase

Als wir 1990 aufs Arbeitsamt gegangen sind, sagte der Bearbeiter, warum es denn nicht mehr Leute gäbe wie uns. Da schmiss man noch allen Geld hinterher. Man hatte das kritische Potential einfach gekauft, indem man Geld und eine Chance gab. Und der DDR-Bürger als solcher war ja extrem kritisch und heimtückisch. Natürlich bleiben die Schwächsten auf der Strecke. Das ist unmenschlich.

SKIS: Wie entwickelte sich der Durchblick e. V., was wurde damals angeboten, für wen war das?

Haase: Wir waren ein Selbsthilfeverein für Psychiatrieerfahrene. Damals Psychiatriebetroffene. Was an sich schon politisch ist. Psychiatrie hat ja auch eine kontrollierende Funktion, die die Leute zurückhalten und normalisieren und das gesellschaftliche Zusammenleben ermöglichen soll. Das war schon eine sehr interessante Zeit. Ich kann mich noch an folgendes erinnern: Eine sehr differenzierte Frau mit Schwerbehindertenausweis, die erfahren hat, dass das Radio mit ihr spricht, wurde aus der Uni-Bibliothek entlassen, wo sie gearbeitet hat. Wir sind hin zur Schwerbehindertenstelle und sprachen auch mit dem Arbeitgeber. Man sagte uns: „Wir müssen die Normalen entlassen, da können Sie doch von uns nicht verlangen, dass wir die Minderleister und die Verrückten behalten!". Das war nach der Wende total brutal. Da ist schon viel, viel Ungerechtigkeit und Terror passiert. Und das war der Alltag, den wir hatten. Der Alltag, wo sehr viele Leute zu uns kamen und um Rat gefragt haben. Ich kann mich sogar noch eine Frau erinnern, die auch so ein bisschen Morgenluft gewittert hatte: „Ja bei mir im Haus wohnt ein junger Mann, der ist komisch. Ich glaube, der ist be-

hindert. Sagen Sie mal, gibt es nicht irgendwo ein Lager, wo man den hin tun kann?“. Würde sich heute überhaupt keiner mehr getrauen. Denken tun sie’s immer noch. Damit hatten wir ganz schön viel zu tun. Und wir versuchten, was natürlich auch größenwahnsinnig war, ein Gegenmodell aufzubauen. Wir wollten nicht vom Staat abhängig sein, wir wollten Geld verdienen, wir sind kreativ, wir sind toll, wir können was und wir können auch unser eigenes Geld verdienen. Wir haben Europaprojekte gemacht, zeitweise mit vier Standorten. Wir hatten auch eine große Firma. Wir hatten ein Spielcafé. Das war gut besucht. Was wir nicht hatten, waren Erfahrungen, wie die Bundesrepublik tickt. Als der erste Großkunde 20.000 Mark nicht bezahlt hat, mussten wir die Firma dicht machen. Wir kamen überhaupt nicht auf die Idee, dass jemand einen Auftrag vergibt und einfach die Rechnung nicht bezahlt. Das war gar nicht in unserer Vorstellungswelt, auch Kredite nicht.

Gut, wir konzentrieren uns also besser auf das „Mutterhaus“. Wir haben darum gekämpft, dass wir das behalten und sanieren, weil die Stadt es eigentlich verkaufen wollte.

Foto: www.pixabay.de

SKIS: Wie sehen Sie die Entwicklung der Selbsthilfe in Leipzig, die sie miterlebt haben?

Haase: Die Selbsthilfe muss aufpassen, dass sie nicht institutionalisiert wird. Wir hatten vor zehn Jahren so eine Phase, wo überhaupt kein Ansprechpartner da war. Das fand ich bedenklich. Die Gesellschaft ist nicht mehr so, dass die Eigeninitiative des Einzelnen ermöglicht wird. Sie wird heute einfach durch die gesellschaftlichen Strukturen verhindert. Durch kleine Wohnungen, durch verschlossene Türen. Vieles ist zu teuer. Dann finde ich es schon wichtig, dass man einen Ansprechpartner hat. Aber was mich sehr stört, dass das Geld immer mehr seine zerstörerische Kraft entfalten kann. Immer mehr. Da muss die Selbsthilfe ein bisschen aufpassen, zwar nicht in Leipzig, aber in der bundesrepublikanischen Selbsthilfe. Infam sind zum Beispiel die Pharmakonzerne. Sie machen das, was ich früher als Privatperson gemacht habe. Sie agieren subversiv. Sie haben herausgefunden, wie sie die Selbsthilfe unterwandern können. Sie erzählen denen, Medikament A ist das allerbeste. Die Selbsthilfeleute sorgen schon dafür, dass das publik gemacht wird. Also das finde ich ganz, ganz schrecklich. Da muss man sehr aufpassen. Ich denke manchmal darüber nach, man müsste eigentlich eine Selbsthilfe gegen Bürokratie gründen. Und mir fallen sofort zehn Selbsthilfegruppen ein, die ich noch gründen könnte.

SKIS: Wurde denn in der ehemaligen DDR die Selbsthilfe wahrgenommen von Seiten des Staates und gab es Einschränkungen?

Haase: Zuletzt, etwa ab 1985, das kann ich definitiv bestätigen, war Selbsthilfe auf jeden Fall nicht verboten. Die DDR war ja nie ein hermetisch abgeschlossener Block. Die hat sich auch entwickelt. Und gerade in den letzten Jahren gab es eine Hinwendung zur Selbsthilfe. Es gab auf einer breiten Ebene die große Unzufriedenheit mit dem kleinbürgerlichen Gebar und auf der anderen Seite auch eine Öffnung. Immer mehr Leute konnten ihre Verwandten besuchen. Die brachten alles mögliche aus dem Westen mit. Es war eine Erosion, wo vieles möglich war.

Ich weiß, dass gerade die DDR ein großes Alkoholproblem hatte. Die meisten haben gesoffen. DDR ist vor allem auch eine kulturelle Identität. Dazu gehört, dass man keine Drogen nimmt, aber säuft bis zur Zirrhose und rauchen sowieso. Man hat gegen Ende der DDR, also ab 1985 bis 1990, versucht, und das ist in den Montagsdemos und in den Aufruhrveranstaltungen klar zum Tragen gekommen, man wollte mehrheitlich nicht die Bundesrepublik. Man wollte eine andere DDR. Eine, die besser ist als die Bundesrepublik. Eine eigene Identität. Ich kann mich noch erinnern an einen katholischen Priester, der sich

aber zu seiner Frau bekannt hat. Mit dem fuhr ich immer nach Hause: So, jetzt hauen die alle ab, jetzt noch fünf Jahre durchhalten. Da kommen sie alle wieder. Die, die das einfache Leben mögen.

Der Durchblick e. V. präsentiert sich auf dem Selbsthilfe- und Angehörigentag 2013. Foto: Klass

Ich hatte gesagt, Selbsthilfeinititativen wurde schon toleriert, wobei solche komischen Sachen kamen. Ich war von 1980 bis 1984 mal angestellt im Zentralhaus für Kulturarbeit in der DDR. Da gab's einen gewissen Skandal, weil jemand eine Frauenbibliothek eröffnen wollte. Also mit Stasi und allem Pipapo. Dann habe ich einen Umweltbasar organisiert. Da haben die auch ein Riesentheater gemacht. Da dachten sie, ich will die Grünen gründen. DDR war schon ziemlich paranoid. Die dachten, irgendwann kommt der Kapitalismus und frisst uns auf. Aber es gab schon demokratische Öffnungen.

SKIS: Hat sich etwas verändert oder ist alles gleich geblieben?

Haase: Nein, natürlich ist es nicht gleich geblieben, weil das Leben sowieso nicht gleich bleibt. Aber es hat sich natürlich die Auswahl der Möglichkeiten verbessert. Wenn man fit ist, da bekommt man doch viel. Das Leben ist extrem bürokratisch geworden, es macht krank. Und es ist völlig verrückt, wie wir leben. Also was in die Breite geht, geht meistens nicht in die Tiefe. Und so ist der gesamtgesellschaftliche Blick. Die Freiheit ist größer, aber es ist auch eine illusionäre Freiheit, weil wir eine total verrückte Gesellschaft sind und die Entpolitisierung steht einer Ökonomisierung extrem gegenüber.

„Es hat mir natürlich ganz viel Freude gebracht. [...] Lebenserfahrung. [...] Und auch Lebenslust und Freude und Staunen und Wertschätzung und ständiges Lernen.“

Rosi Haase

SKIS: Wie stellen Sie sich denn die Selbsthilfe in 20 Jahren vor? Das ist natürlich beim Selbsthilfeverein ein bisschen anders als bei einer Selbsthilfegruppe. Es gibt ja auch im Internet Foren, Chat usw. wo sich Betroffene treffen. Wird das mehr Gewicht bekommen oder bleibt es dabei, dass sich die Leute doch persönlich treffen?

Haase: Wir haben eine inflationäre Zunahme an Diagnosen. Da gibt es wahrscheinlich Selbsthilfegruppen für Selbsthilfegruppen, die sich im Netz treffen. Ich finde das Internet gut. Ich nutze es auch. Aber es ist wie bei allen Sachen: es kann einen den persönlichen Kontakt nicht ersetzen. Und sonst weiß ich nicht. Ehrlich gesagt, ich hoffe, dass man sich irgendwann besinnt. Ich hoffe, es gibt keinen Krieg. Den gibt es ja leider schon wo anders auf der Welt. Schwierig, schwierig.

Aber, der Gedanke wo wird die Selbsthilfe in 20 Jahren stehen, der kommt mir so nicht. Ich denk', was macht der Durchblick in 20 Jahren. Und da hoffe ich, dass wir keine Seifenfabrik werden. Institutionen können sich wandeln. Seifenfabrik ist für mich so ein Synonym für eine völlige Umkehrung des ursprünglichen Ansatzes.

Das fängt immer damit an, dass man andere Menschen für weniger wert hält als sich selber. Das hat auch etwas mit Angst und Armut zu tun. Angst und Armut haben wir schon eine

ganze Menge wieder. So fängt es an. Auch damit, „Fall“ zu Menschen zu sagen und „Fallmanager“. Man nimmt den Menschen die Würde, macht sie abhängig. Ich bin eigentlich ein optimistischer Mensch. Ich hoffe, dass sich schon einiges nochmal zum Guten wendet. Trotz alledem. Ein Buch schreiben möchte ich. Mehr kreativ sein. Und für meine Töchter hoffe ich, dass sie ihre Lebensträume verwirklichen.

SKIS: Was hat das Engagement für sie persönlich verändert?

Haase: Was hat es mir gebracht? Erstmal ein unheimliches Erstaunen. Abbau der Vorurteile. Für mich war es eine unglaubliche Erfahrung, zwei Gesellschaftssysteme erleben zu dürfen. Und die eigenen Vorurteile zu hinterfragen. Es hat mir natürlich ganz viel Freude gebracht. Gerade in der ersten Zeit. Aber auch so ein bisschen Enttäuschung. Lebenserfahrung. Leben erfahren. Und auch Lebenslust und Freude und Staunen und Wertschätzung und ständiges Lernen. Ich lerne immer noch dazu. Ich hoffe ich lerne noch dazu, bis ich 90 bin. Ich find' das toll. Und hab' vielleicht auch so gute Verbindungen.

Und heute?

Arbeiten aus der Werkstatt des Durchblick e. V. Bei einer öffentlichen Präsentation. Foto: Klass

Der Durchblick e. V. versteht sich als solidarische Gemeinschaft von Psychiatrieerfahrenen, Angehörigen und Freunden, die sich gegenseitige Hilfe und moralischen Rückhalt geben. Der Verein setzt sich kritisch mit der traditionellen Psychiatrie auseinander und für emanzipatorische und alternative Bestrebungen ein. Diesen Zielen dienen die verschiedenen und umfänglichen Aktivitäten und Projekte des Vereins:

- Begegnungsstätte
- Gespräch und Beratung (auch Paarberatung)
- Krisenintervention
- Keramikwerkstatt, Steinwerk, Siebdruckwerkstatt
- Literaturgruppe „Kauderwelsch“, Kunstgruppe, Theatergruppe, Musikgruppe u. a.
- Schaffung von Arbeitsplätzen für Psychiatriebetroffene
- Vereinsinterne und externe Aufklärung über seelische Störungen, Behandlungsmethoden und Rechtsschutz in der Psychiatrie
- Veranstaltungen und Ausstellungen
- Öffentlichkeitsarbeit durch Medienpräsenz und eigene Publikationen
- Sächsisches Psychiatriemuseum
- Mitarbeit an der Psychiatrieplanung
- Koordinierung der Tätigkeit der Patientenfürsprecher im Auftrag der Stadt Leipzig
- Teilnahme an Tagungen und Aktionen im Rahmen der Psychiatrie
- Betreutes Wohnen und Übergangswohnen
- In Zusammenarbeit mit dem Verbund Gemeindenahe Psychiatrie Leipzig Beteiligung an den Diensten der Krisenkontaktstelle in der Eitingonstraße 12, 04105 Leipzig

(nach http://www.durchblick-ev.de/index.html)

Domizil

Foto: Klass

In der Mainzer Str. 7 hat der Durchblick e. V. sein Domizil mit vielfältigen Angeboten. Hier befindet sich auch das Sächsische Psychiatriemuseum.

Kontakt

Interessengemeinschaft für psychiatrisch Betroffene Durchblick e. V.
Mainzer Str.7, 04109 Leipzig

Tel.: 0341 1406140
Fax: 0341 14061419
E-Mail: verein@durchblick-ev.de
Internet: www.durchblick-ev.de

Impressum

Herausgeber:	Stadt Leipzig, Der Oberbürgermeister Dezernat für Jugend, Soziales, Gesundheit und Schule Gesundheitsamt
Verantwortlich:	Dr. Regine Krause-Döring
Redaktion:	Ina Klass
Mitarbeit:	Constanze Hering
Redaktionsschluss:	15.11.2014
Druck:	Stadt Leipzig, Hauptamt, Zentrale Vervielfältigung

Die Inhalte der Beiträge aus den Selbsthilfegruppen repräsentieren nicht immer die Meinung des Gesundheitsamtes.
Die Herstellung der Zeitschrift wurde mit Fördermitteln der Gesetzlichen Krankenkassen Sachsens unterstützt.